

» Wo sind die übrigen neun? «

Auf dem Weg nach Jerusalem zog Jesus durch das Grenzgebiet von Samarien und Galiläa.

Als er in ein Dorf hineingehen wollte, kamen ihm zehn Aussätzige entgegen. Sie blieben in der Ferne stehen und riefen: Jesus, Meister, hab Erbarmen mit uns!

Als er sie sah, sagte er zu ihnen: Geht, zeigt euch den Priestern!

Und während sie zu den Priestern gingen, wurden sie rein.

Einer von ihnen aber kehrte um, als er sah, dass er geheilt war,

und er lobte Gott mit lauter Stimme.

Er warf sich vor den Füßen Jesu zu Boden und dankte ihm.

Dieser Mann war aus Samarien.

Da sagte Jesus:

Es sind doch alle zehn rein geworden.

Wo sind die übrigen neun?

Ist denn keiner umgekehrt, um Gott zu ehren, außer diesem Fremden?

Und er sagte zu ihm:

Steh auf und geh! Dein Glaube hat dir geholfen.

(LK 17,11-19)

Was ist von diesen neun Aussätzigen zu halten, die nicht einmal dankbar sind für das, was ihnen widerfährt? Das Ereignis kommt mir so vertraut vor, es ist wie geschaffen, um uns den Menschen aller Zeiten näherzubringen! Ich erinnere mich an viele Predigten über die Undankbarkeit der Welt, die von diesem Abschnitt des Evangeliums ausgingen. Schon in früher Jugend war mir bei dieser Deutung unbehaglich. Auch von meiner Mutter verlangten die Nachbarn Dankbarkeit, noch bevor sie eine Wohltat richtig genießen konnte und Zeit hatte, sich zu sagen: „Ich bin gerettet, mir fällt ein Stein vom Herzen! Da bin ich wirklich dankbar.“

Was widerfuhr diesen zehn Aussätzigen? Sicher waren sie über ihre plötzliche Heilung verwirrt und konnten noch nicht wissen oder gar erklären, was ihnen geschah. Stellen wir uns vor, welchen Empfang ihnen die Priester und deren Umgebung in der Synagoge bereiteten. „Da sind schon wieder so lästige Kerle, Unreine, die behaupten, von Jesus geheilt worden zu sein! Wird er denn nie aufhören, uns zu stören, uns zu belehren und Zweifel an unserer Autorität zu wecken? Zeigt

euch einmal mit eurer angeblichen Heilung! Ihr werdet uns doch nicht sagen, dass ihr durch ein Wunder rein geworden seid. Das geht nicht so einfach, wir müssen das genauer anschauen, wir werden abwarten, ob es sich bestätigt. Ihr werdet doch nicht behaupten, dass dieser Jesus euch nur zu sagen braucht: ‚Geht, zeigt euch den Priestern!‘, und schon seid ihr rein? Hat er euch nur berührt, oder hat er euch ein Mittel gegeben?“

Der Empfang ist skeptisch, gereizt, gerade weil die Berichte von den Heilungen in der Synagoge und im Tempel jedes Mal Verlegenheit hervorrufen. Ich habe dieses Misstrauen oft angetroffen, als sei es den Ärmsten verboten, Glück zu haben. „Es muss etwas faul sein an der Sache“, sagte man mir eines Tages angesichts einer Familie, die aus einer Notsiedlung wegzog. Außer sich vor Freude, überließ sie den Nachbarn ihre wenigen abgenutzten Möbel. Das „Faule“ daran war eine winzige Erbschaft. Aber was gewisse Leute aus der Fassung zu bringen, ja sogar zu empören schien, war, dass diese Familie glücklich und mit einem Mal unabhängig war, nachdem sie jahrelang nur mit Unterstützung überlebt hatte.

Nicht nur sollen den Armen keine Wunder widerfahren, man erwartet auch nichts von ihren eigenen Bemühungen. Dabei vollbringen viele Mütter jeden Tag wahre Wunder für ihre Kinder, um zu überleben. Ich erinnere mich an Frau Rouquier, deren jüngste Tochter ins Heim gebracht worden war. Weil man ihr versprochen hatte, sie werde ihr zurückgegeben, wenn sie ihre Bleibe besser einrichte, leistete sie Unglaubliches. In der Hütte aus schlecht und recht zusammengefügtten Brettern stopfte sie die Löcher, schrubbte den Zementboden, klebte Tapeten, wo niemand geglaubt hätte, dass sie halten würden. Die für die Rückkehr der Kleinen zuständige Inspektorin des Jugendamtes hatte beim Eintritt in die Baracke nur eine Frage: „Wer hat Ihnen bei all dem geholfen? Haben Sie jemanden bezahlt?“ „Aber nein“, erwiderte die Mutter, „ich habe selber tapeziert. Ich wollte, dass meine Tochter ihr eigenes Zimmer hat, dass sie hier glücklich ist.“ Die Inspektorin

ließ das Kind heimkehren, aber im Weggehen sagte sie mir: „Bei denen weiß man nie. Immer tischen sie einem Lügen auf.“

Die Allerärmsten finden immer jemanden, der an ihnen und an allem Guten, das ihnen widerfährt, zweifelt. Wenn ein Mann endlich wieder Arbeit gefunden hat, wird bestimmt jemand sagen: „Warten wir erst ab, ob er die Stelle behalten kann!“ Wenn ein Vater sich ernsthaft bemüht, nicht mehr zu trinken, findet sich sicher jemand, der ihn fragt: „Sind Sie ganz sicher, dass das von Dauer ist?“ Wenn eine Mutter davon träumt, dass ihre Kinder es weiter bringen als sie selbst, heißt es: „Das ist ja schön, dabei schickt sie ihre Kinder nicht einmal zur Schule.“ Das stimmt auch, aber sie hat nichts, um ihnen ein Frühstück zu machen, und daran denkt niemand. Niemand denkt daran, welchen heroischen Mut sie brauchen würde, um ihre Kinder zu zwingen, mit leerem Magen in diese Schule zu gehen, wo sie nichts lernen. Wer wird daran glauben, dass diese Mutter trotzdem wirklich von einer besseren Zukunft für die Ihren träumt?

Angefangen bei den Hirten, deren Zeugnis vor dem Richter nichts galt, über die Aussätzigen, die in der Synagoge des Fabulierens bezichtigt wurden, bis hin zu den subproletarischen Arbeitern, „die einem immer Lügen auftischen“ – wann hat man je den Worten der Allerärmsten getraut? Warum also wundern oder empören wir uns über die Undankbarkeit der geheilten Aussätzigen im Evangelium? Sollten wir nicht besser schweigen und uns die Frage stellen, die ich mir schon oft stellen musste: Was habe ich selber getan, damit die Dankbarkeit der Armen zum Ausdruck kommt und niemals lächerlich gemacht, erstickt oder in Bitterkeit verwandelt werden kann?

Es gibt viele Gründe für die ganz Armen, keine Dankbarkeit zu zeigen. Schon der Gedanke an diejenigen, die ihnen während Jahren des Elends dazu geholfen haben, nicht unterzugehen, kann ihnen unerträglich sein, wenn eine etwas bessere Zeit anbricht. Sich an sie zu erinnern, das heißt, ständig diese beschämenden Jahre im Gedächtnis zu be-



„Die Allerärmsten finden immer jemanden, der an ihnen und an allem Guten, das ihnen widerfährt, zweifelt.“

halten, in denen man sich „als völlige Niete“ fühlte. Der Gedanke, dass man den Aufstieg dank der Hilfe der anderen geschafft hat, ist an sich schwer zu ertragen. Die Menschen fragen sich, ob sie nicht wirklich völlige Niete waren und ob sie es vielleicht immer noch sind. „Das Haus, in dem ich wohne, haben sie mir verschafft“, sagt Herr Alain, „aber diesen Leuten schulde ich nichts!“ Es braucht nicht nur eine lange Zeit, um ein Leben voller Demütigungen zu vergessen. Es bedarf eines Mittels, um sich zu beweisen, dass man getrennt von diesem Freiwilligendienst, der niemanden verachtete oder im Stich ließ, bestehen kann.

Ich kannte Familien, die fern von einem Team in einem Haus oder einer Arbeit Fuß fassten und dann jahrelang warteten, bis sie wieder Kontakt aufnahmen. Sie wollten uns wiedersehen, wenn sie einen Erfolg vorweisen konnten oder im Gegenteil, wenn nichts mehr ging und das Elend wie früher die Überhand gewonnen hatte.

Bleibt noch die Angst, die einen daran hindert, sich von Dankbarkeit erfüllen zu lassen. Denn was wird nun geschehen? Jeder Mensch, ob krank, des Lesens unkundig, arm oder ausgeschlossen, baut sich ein Gleichgewicht auf, um zu überleben. Da es für ihn keinen Ausweg gibt, richtet er sich in seiner Lage ein und trifft die entsprechenden Vorkehrungen. Das wird übrigens schnell als Vorwurf auf ihn zurückfallen: „Er fühlt sich wohl, wie er ist.“ Manche gehen so weit, zu behaupten, er wolle ja gar nichts tun, um seine Lage zu ändern – ohne sich bewusst zu sein, wie sehr sie ihn damit beleidigen. Sie wissen nichts von dieser Lebenskunst, die in jedem Menschen steckt und ihn dazu treibt, selbst mit den unzulänglichsten Mitteln seinem Dasein Sinn und Würde abzugewinnen.

Indien und die muslimischen Länder sind nicht die einzigen, in denen gewisse Arme und Behinderte einen Status haben: einen Status als Armer, vielleicht als Bettler, der aber doch eine Sicherheit dar-

stellt. Er hat zu allen Zeiten und in allen Kulturen existiert. Die Gesellschaft schafft ihn, oder der Mensch schafft ihn sich mit dem stillschweigenden Einverständnis seiner Umgebung. So können die Familien der Vierten Welt selbst in einer Gesellschaft, die vom Elend nichts mehr wissen will, eine Position einnehmen, die ihnen ein Minimum an Hilfe zusichert. Vielleicht werden sie als schwach-sinnig eingestuft, was besonders demütigend ist. Wenn eine solche Position sich plötzlich verändert und der Status aufgehoben wird, dann kann ein Mensch mitsamt seiner Familie jeden Halt verlieren. Die geringe Sicherheit, auf die er zählen konnte, löst sich auf. Es braucht einen völlig neuen Mut, neue Energien und Ideen, unvorstellbare Wagnisse, um weiterzuleben.

Ich habe solche Ratlosigkeit, ja sogar echte Lebensangst bei Männern miterlebt, die plötzlich gesundgeschrieben und für arbeitsfähig erklärt wurden. Ich sehe noch diesen subproletarischen Arbeiter, dem eine Hand abgetrennt wurde und der sich nach und nach in einem Leben als Invaliden einrichtete, das ihm, ehrlich gesagt, eine Sicherheit bot, die er bis dahin nie gekannt hatte. Die materielle Sicherheit war bei der minimalen Rente kaum der Rede wert. Aber er gewann eine moralische und soziale Sicherheit, weil er zum ersten Mal in seinem Leben nicht arbeitete, ohne deswegen kritisiert zu werden. Chirurgen setzten sich in den Kopf, ihm eine Prothese zu verschaffen, und der frühere Leidensweg eines subproletarischen Arbeiters begann von Neuem. Er war des Lesens unkundig und an einer anständigen Stelle nicht zu gebrauchen, aber die Tatsache, dass er einige künstliche Finger bewegen konnte, zwang ihn, den Weg zum Arbeitsamt wieder aufzunehmen. Ich sah, wie dieser Mann tausend Vorwände suchte, um seine Rehabilitation hinauszuzögern, während seine Umgebung das Drama nicht wahrnahm, sich beglückwünschte und alles tat, um seine Heilung zu beschleunigen.

Wie soll ich da nicht an diese Aussätzigen denken, die eine Veränderung bemerken, auf die sie gar nicht vorbereitet sind: „Ich muss nicht mehr auf

Distanz bleiben und meine Anwesenheit mit Schreien ankündigen. Aber ich werde auch die Nahrung nicht mehr haben, die für mich am Eingang des Dorfes hingestellt wird. Wie werde ich in diesem Dorf leben, was kann ich dort tun, wer wird mich überhaupt wollen? Vielleicht hat der Priester recht, vielleicht wäre es besser, abzuwarten? Vielleicht bin ich gar nicht wirklich geheilt, und das wäre auch gut für mich.“

Bei den Aussätzigen wusste Jesus, was er tat, aber auch, wie viel Feingefühl und Weitsicht die Priester und die Gemeinschaft aufbringen mussten, um diesen zu einem langsamen Tod verurteilten Unreinen die Rückkehr unter die Lebenden zu ermöglichen. Er stellte Fragen zu denjenigen, die nicht zurückkamen, um Gott zu loben, aber er sprach nicht von Undankbarkeit. Er kannte das Herz und das Leben der Ausgeschlossenen zu gut, um sich verraten zu fühlen. Er muss vor allem Kummer gehabt haben, einen Schmerz, der schon alle weiteren Schmerzen bis zum letzten Opfer ankündigte. Er sagte nie, die Ärmsten hätten ihn verlassen. Er kannte ihren Glauben und auch die Anfälligkeit ihrer Meinungen, wenn es darum ging, ihren Unterdrückern oder Verleumdern die Stirn zu bieten. Seine Strenge gegenüber den Pharisäern und anderen Begüterten, die sie am Eintritt ins Gottesreich hinderten, war unmissverständlich.

Für mich gehören die neun Aussätzigen, die nie zurückgekehrt sind, zu dieser Geschichte der Pharisäer, die den Armen den Weg zu Gott versperrten. Die Frage „Wurden sie denn nicht geheilt?“ richtet sich an mich, an uns alle.

P. Joseph Wresinski (1917–1988) war der Bewegung der Arbeiterpriester verbunden und wirkte seit 1956 als Seelsorger im Obdachlosenlager von Noisy-le-Grand bei Paris. In den Ausgeschlossenen der modernen Wohlstandsgesellschaften erkannte er die Erben des „Vierten Standes“, der zur Zeit der französischen Revolution vergeblich seine Rechte eingefordert hatte, und des „Lumpenproletariats“, das in den Kämpfen der organisierten Arbeiterschaft keinen Platz gefunden hatte. Als Ausdruck dieser gemeinsamen Identität prägte er 1969 den Namen „Quart Monde“ (Vierte Welt). Der vorliegende Artikel ist in redaktionell gekürzter Form entnommen aus: Joseph Wresinski, Selig ihr Armen (Glaube und Leben Bd. 29). LIT-Verlag Münster 2005, S. 90-99. Wir danken dem Verlag für die Abdruckerlaubnis.